Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 36 (1984)
Heft: 6

Artikel: Berlinale 84 : Zeit-Spiegel Film
Autor: Jaeggi, Urs
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-932433

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Berlinale 84: Zeit-Spiegel Film

Unumstritten wie selten zuvor gingen die 34. Internationalen Filmfestspiele von Berlin über die Bühne. Moritz de Hadeln war der aus den früheren Grabenkämpfen sichtlich gestärkt hervorgegangene Direktor des Wettbewerbs und des offiziellen Programms; Ulrich Gregor wiederum der bewährte Leiter des Internationalen Forums des Jungen Films. Die getroffenen Absprachen und eine kollegiale Zusammenarbeit vermittelten – zumindest nach aussen – ein Bild gegenseitiger Akzeptanz und Respektierung. Der Kollisionskurs früherer Jahre war gänzlich aufgehoben. Möglicherweise täuscht die Ruhe. Deutschlands Produzenten, Filmschaffende und Filmkritiker waren anderweitig beschäftigt: Die Verfügungen des Innenministers Dr. Friedrich Zimmermann – die Weigerung, Herbert Achternbusch die letzte Rate für seinen Film «Das Gespenst» auszubezahlen, die Rückweisung diverser Anträge der Sachverständigen, die Versuche, Filme politisch zu zensurieren sowie der Erlass neuer Richtlinien für die Bundesfilmförderung gegen die Einwände zahlreicher Filmfachverbände – hielt sie in Atem. Da blieb keine Zeit mehr übrig, am Festival herumzumäkeln. Es ist nicht auszuschliessen, dass über der Beschäftigung mit der deutschen Filmpolitik, welche dieses Jahr das Klima wesentlich mitbestimmte, der Stellenwert dessen, was auf der Leinwand zu sehen war, arg verkannt wurde. Die Gesamtheit der gezeigten Filme jedenfalls war ein wichtiger Spiegel, in dem die Zeichen der Zeit reflektiert wurden.

Auch wenn es an eigentlichen Highlights mangelte und bald einmal das Wort von der akzeptablen Durchschnittlichkeit der Filmqualität die Runde machte, konnte dem aufmerksamen Besucher nicht verborgen bleiben, dass ein beachtenswert grosser Teil der Filme sich mit Gegenwartsproblemen kritisch auseinandersetzte. Was die Menschheit zur Zeit am meisten bewegt und beschäftigt – die Angst vor einer atomaren Katastrophe, die zunehmende Zerstörung des Lebensraums und der fortschreitende Verlust der Kommunikationsfähigkeit – fand in vielen Werken seinen Niederschlag: nicht selten als bewegender Aufruf zur Besinnung und Umkehr.

Endzeit in vielerlei Hinsicht

Ein solcher von starken Emotionen getragener Aufruf ist zweifelsohne *«Testament» (Das letzte Testament)* der Amerikanerin Lynne Littman. Wie schon «The Day After» (Der Tag danach) von Nicholas Meyer beschäftigt er sich mit den grauenvollen Folgen eines globalen Nuklearkrieges. Die grossen Städte der Vereinigten Staaten, so wird angenommen, sind bei einem Blitzkrieg ausradiert worden. Die Siedlung Hamlin (Hameln), irgendwo im Mittelwesten, bleibt zwar von der direkten Zerstörung verschont, aber die Folgen, welche die Bevölkerung zu tragen hat, sind nicht minder schlimm: Es gibt keine Kommunikation nach aussen mehr, Energie- und Lebensmittelmangel stellen sich bald ein und führen zu Plünderungen, Väter, die zum Zeitpunkt des nuklearen Schlages in den grossen Zentren arbeiteten, kommen nicht mehr nach Hause zurück, und über dem Ganzen schwebt das Damoklesschwert der radioaktiven Verseuchung. Als die ersten Menschen sterben, wird zur Gewissheit, dass niemand die Katastrophe überleben wird. Der radioaktive Fallout besiegelt das Schicksal der Kleinstadt Hamlin.
Anders als «The Day After» arbeitet «Testament» nicht mit den Schreckensbildern der atomaren Vernichtung in unmittelbarer Nähe des Explosionsherdes. Sein zentrales Thema ist die Zerstörung

menschlicher Glücksvorstellungen und die Verwandlung von Geborgenheit in Hoffnungslosigkeit durch den Atomkrieg. Die stumme Trauer und die Verzweiflung über den unweigerlichen Verlust all dessen, was einem ans Herz gewachsen ist, zum bestimmenden Lebensinhalt wurde, werden zum eigentlichen Inhalt des Filmes. In ähnlicher Form hat dies 1959 schon Stanley Kramer in «On the Beach» (Das letzte Ufer) versucht, dem man jüngst im Fernsehen DRS wieder sehen konnte. Beide Filme führen zur Feststellung, dass Sentimentalität zwar ein Mittel sein kann, die Menschen aufzuwühlen; politische Veränderungen sind damit indessen kaum zu erreichen. Der Film wird andere Wege finden müssen, um seinen Beitrag zur Friedenssicherung leisten zu können. Die gute Absicht allein genügt nicht.
Wie Lynne Littman verschenkt auch der deutsche Nachwuchsregisseur Roland Emmerich ein brisantes Thema. *«Das Arche Noah Prinzip»* spielt ebenfalls mit einer Endzeit-Vision. Von einer riesigen Weltraumstation aus können die Menschen im ausgehenden Jahrhundert durch Bestrahlung Einfluss auf die klimatischen Verhältnisse der Erde nehmen. Die Regierung der Vereinigten Staaten nutzt diese Möglichkeit trotz der Warnung einiger am Projekt beteiligter Wissenschafter, um nach einem Staatsstreich in Saudiarabien die amerikanischen Bürger zu evakuieren. Die Folgen der Wetter-Manipulation sind tragisch: Zu früh einsetzende heftige Monsunregen verursachen in Indien eine Flutkatastrophe ungeahnten Ausmasses. Zu allem Überfluss schmilzt auch noch der Bordreaktor der Raumstation und verursacht eine Atomexplosion im erdnahen All. Die Amerikaner – um Vertuschung ihrer üblen Tat bemüht – liquidieren die beiden Astronauten, die sich noch rechtzeitig mit dem Space Shuttle in Sicherheit bringen konnten.

Der Umgang des Menschen mit der Natur

Roland Emmerich, ein zweifellos begabter Filmautor, verliert sich leider allzu schnell in zahlreichen Spezialeffekten und der Freude an technischen Spielereien. Über seiner Lust am handfesten – und mitunter auch perfekten Science-Fiction-Kino – vergisst er die Auseinandersetzung mit der hochinteressanten Thematik: die Entwicklung immer vermessenerer Technologien zur Beeinflussung natürlicher Kreisläufe durch den Menschen und ihre missbräuchliche Verwendung durch die Inhaber der Macht. Genau davon handelt der neue Dokumentarfilm des Schweden Stefan Jarl, dessen Drogenfilm «Ett anständigt liv» (Ein anständiges Leben) seinerzeit Aufsehen erregt hat. Die Umweltverseuchung durch giftige Schadstoffe, namentlich durch die Überdüngung mit künstlichen Stickstoffen zur Steigerung der Agrarproduktion, ist das Thema von *«Naturens hämnd» (Die Rache der Natur).* Die Natur schlägt zurück. Sie gibt die Zerstörungen, die man ihr zufügt, an die Flora, die Fauna und schliesslich an den Menschen weiter. Krebs, Kreislaufkrankheiten, Allergien werden immer häufiger; die Aufnahme verseuchter Lebensmittel wird zum Selbstmord auf Raten. Das Aufrüttelnde und Bewegende in Jarls Film sind die grosse Sachlichkeit und Konsequenz, mit der die systematische Zerstörung der Lebensgrundlagen dargestellt werden. Noch sei es, meint der Filmemacher, nicht zu spät zur Umkehr, falls der Mensch die Folgen seines unvernünftigen Tuns erkenne und radikal umzudenken beginne. Falls diese Hoffnung – Jarl dokumentiert sie immer wieder mit Bil-

---

Filmwettbewerb zum Thema Arbeitswelt

SABZ. Die Schweizerische Arbeiterbildungszentrale (die Bildungsabteilung des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes) schreibt erstmals einen Ideenwettbewerb für ein Exposé zum Thema «Solidarität und Arbeitslosigkeit» aus, der mit einem Preis von 5000 Franken zur Ausarbeitung eines Treatments/Drehbuches dotiert ist. Einsendeschluss ist der 31. Mai 1984. Die Wettbewerbsbedingungen sind erhältlich bei SABZ, Ideenwettbewerb, Postfach 54, 3000 Bern 23.

Geduldige Langzeitstudie: «Nippon-Koku Furuyashiki-Mura» von Shinsuke Ogawa

dern einer scheinbar noch unversehrten Natur – nicht einfach ein Trugbild bleiben soll, bedarf es allerdings einer tiefgehenden Veränderung sozialer und vor allem wirtschaftlicher Strukturen. Das ist die konsequente, leidenschaftlich vertretene Forderung in Jarls bemerkenswertem Film.

Vom Umgang mit und dem Leben in der Natur handelt auch der Dokumentarfilm *«Nippon-Koku Furuyashiki-Mura» (Japan – Das Dörfchen Furuyashiki)* von Shinsuke Ogawa. Schauplatz ist ein Weiler im Zao-Gebirge. Nur noch acht der 18 Häuser sind bewohnt. Vor allem die jungen Menschen sind auf der Suche nach besseren Arbeits- und Existenzbedingungen ausgezogen. Die Zurückgebliebenen, meist ältere Leute, schlagen sich mit Reisanbau, mit der Zucht von Seidenraupen und dem Brennen von Holzkohle mehr schlecht als recht durch. Die Reisernte wird fast jedes Jahr durch den Einbruch kalter Winde vom Gebirge her bedroht. Ogawas Film – eine geduldige Langzeitstudie – ist eine intensive Auseinandersetzung mit dem Leben dieser Menschen in einer Natur, die ihnen nicht nur freundlich gesinnt ist. Der Film ist aber auch ein Prozess, diese Natur kennen zu lernen, sich mit ihr zu arrangieren, ja in ihr aufzugehen – ein Akt, der nicht einfach ist und besonders dann gestört wird, wenn Einbrüche wie der Zweite Weltkrieg schwerwiegende Veränderungen bringen. Die tiefe Verbindung, die der Mensch mit seinem Lebensraum eingeht, ist das zentrale Thema dieses Films, der keine billigen Konzessionen ans Publikum macht, sondern beharrlich und gleichzeitig einfühlsam erarbeitet, dass der Weg zu einem menschenwürdigen Dasein über die Einfügung in die natürlichen Kreisläufe und nicht über deren Veränderung und Manipulation führt.

Auf der Suche nach einer Lebensgemeinschaft

Dass unser Gesellschaftssystem mit seinen Unzulänglichkeiten – deren schlimmste wohl das Gefühl der Leere und Sinnlo-

sigkeit, des Überdrusses und der Gleichgültigkeit ist – immer wieder Menschen ausstösst, ist hinlänglich bekannt. Auf der Suche nach neuem Lebensinhalt und sozialer Geborgenheit schliessen sich diese in Randgruppen zusammen und versuchen neue Lebensgemeinschaften zu bilden, die sie zu tragen vermögen. Von solchen Randgruppen, ihren eigenen Gesetzen, ihrer radikalen und oft gewalttätigen Opposition gegen die etablierte Gesellschaft handelten in Berlin etliche Filme. Sie sind als Spiegel unserer Zeit auch dann ernst zu nehmen, wenn ihre Qualität – und mitunter auch ihre Gesinnung – undiskutabel ist.

«Rue Barbare» (Die Strasse der Barbaren) von Gilles Béhat ist für mich ein solcher Film. Im düsteren Bezirk der sozialen Outfits, der Huren und Zuhälter, der Schwarzarbeiter und Möchtegern-Ganoven errichtet Hagen mit seiner Bande eine Schreckensherrschaft, vor der die Bevölkerung kuscht. Chetman – selber ein Produkt dieser Umwelt – entwickelt mit der Zeit eine Art soziale Verantwortung und stellt sich gegen den Terror der Bande. Béhat inszeniert diese Story als brutalen Reisser, dessen Ausgang in keiner Phase ungewiss ist, zu einer Orgie der grauenvollen Brutalität auch. Die Bande als Auffangstation für die Ausweglosen, das strenge Prinzip der Hierarchie in der diktatorisch geführten Unterwelt, die Verwahrlosung der Kinder in diesem Umfeld vermag der Regisseur zwar nie zu thematisieren, weil er auf das äusserliche Erscheinungsbild fixiert bleibt und sich an der Exotik dieser Halbwelt geradezu aufgeilt. Dennoch provozieren die gewalttätigen Bilder zum Nachdenken über eine Gesellschaft, in der menschliche Wärme und Liebe verlorengegangen sind.

Uwe Friessner (BRD) geht in *«Baby»* mit dieser Thematik schon etwas sorgfältiger um. Auch bei ihm wird die Bande zum sozialen Hort für die Ausgestossenen und Ausweglosen. Baby, dessen Traum die Inbetriebnahme eine Sport- und Fitnessstudios ist, gerät durch «Freunde» auf die Bahn des Verbrechens und schliesslich des Mordes. Der Film zeigt, wie ein Naiver an seinen Wunschvorstellungen scheitert, weil seine Umwelt ihm keine Chance gibt, sie zu realisieren. Mit starken Bildern in Szene gesetzt, läuft Friessners Film etwas allzu leichtfertig auf eine Rechtfertigung der Kriminalität durch soziale Umstände hinaus.

Norbert Kückelmann, neben seiner Tätigkeit als Filmschaffender immer noch Rechtsanwalt, befasst sich in *«Morgen in Alabama»* mit einem jungen Menschen, der in die rechtsextremistische Terrorszene hineingerutscht ist. Ein Zeichen setzen will der Lehrling Werner Kranz, und er schiesst aus einer Volksmenge heraus mit der Pistole in Richtung eines Ministers. Verhaftung und Prozess sind die Folgen. Dem vorerst lustlosen Pflichtverteidiger (Maximilian Schell) gelingt mit Hilfe eines Sensationsfotografen der Nachweis, dass Kranz keineswegs auf den Minister geschossen, sondern in die Luft gezielt hat. Er wird aus der Haft entlassen. Des Verteidigers Recherchen weisen indessen immer deutlicher auf eine Verbindung seines Mandanten zu einer neonazistischen Bewegung hin. Sein Bemühen, genauer hinter die Sache zu sehen, ist mit dem Versuch gekoppelt, den Lehrling aus seiner unheilvollen Verbindung zu lösen. Das gelingt nicht: Kranz lässt die Granate, die er von einem andern in die Hand gedrückt bekommt, inmitten eines vollbesetzten Stadions platzen.

Sichtlich an jenem Vorfall inspiriert, der 1980 am Oktoberfest in München zahlreichen Menschen das Leben kostete, versucht Kückelmann an einem konstruierten Modellfall die Beweggründe zu analysieren, die einen jungen Menschen in die Arme jener neonazistischen Wehrsportgruppen treibt. Das gelingt ihm indessen

---

Grenzlandfilmtage 1984

Ka. Vom 26. bis zum 29. April werden die Grenzlandfilmtage in Selb stattfinden. Im Mittelpunkt der zum siebten Mal stattfindenden Veranstaltung steht eine umfassende Werkschau des britischen Regisseurs Lindsay Anderson. Einen weiteren Schwerpunkt bilden neue Filme aus Europa unter besonderer Berücksichtigung der Bundesrepublik und des osteuropäischen Auslandes.

nur ansatzweise. Zwar mag der Filmbesucher zwischen den Bildern wohl erkennen, dass die Suche nach Idealen, nach Autorität, aber auch nach Gemeinschaft und menschlicher Geborgenheit Triebfedern für den Anschluss an solche Bewegungen sind, dass die Steigerung des Selbstwertgefühls gerade bei psychisch labilen Jugendlichen eine nicht unwesentliche Rolle spielt. Der psychologische Strang der Geschichte erfährt aber eine zu schwache Ausleuchtung. Auch Kückelmann verfällt letzlich der Versuchung, die äusseren, spektakulären Vorgänge in den Vordergrund zu stellen. Er stellt die Kinowirksamkeit über den Hintergrund.

Beziehungskrisen und -kriege

Keimzelle der Kommunikation in unserer Gesellschaft ist die Beziehung zwischen den Menschen; ihre exemplarische Bedeutung findet ihren ausgeprägten Ausdruck noch immer im Verbund der Familie. Aber gerade die Familie ist, will man den Filmen der diesjährigen Berlinale glauben, als Träger zwischenmenschlicher Beziehungen gründlich kaputt. Abgewirtschaftete Partnerschaften sonder Zahl, Unverständnis, Lieblosigkeit und Egoismus dominierten die Berliner Leinwände. Gewalt ersetzt die Liebe. Kriege – kalte und heisse – werden offensichtlich nicht nur zwischen Nationen, sondern auch zwischen Individuen ausgetragen. Längst nicht alles, was dazu zu sehen war, vermochte zu überzeugen. Der ungarische Film *«Könnyü testi sértés» (Leichte Körperverletzung)* von György Szomjas – die Geschichte eines kleinen Tunichtguts, der nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis seine Wohnung fortan nicht nur mit seinem angetrauten Weibe, sondern auch mit dessem neuen Liebhaber zu teilen hat – zeigt zwar feine, mitunter komödiantische Ansätze zu einer sozialen Kritik, ist aber ein déjà-vu. Maurice Pialats *«A nos amours»* ist kaum mehr als ein deftiges Familiendrama, das sich an der eben flügge gewordenen Tochter entzündet. Diese, rastlos auf der Suche nach Zärtlichkeit, die sie zuhause nicht findet, bringt das schon längst marode Beziehungsgerüst zwischen den einzelnen Familienmitgliedern zum Einsturz. Die Reaktion darauf sind Hysterie, physische und psychische Gewalt bis zur Unerträglichkeit, Dauerheulkrämpfe. Pialat dringt nie unter diese äusserlichen Erscheinungsformen einer seit Jahren nagenden Frustration.

Da schlägt erstaunlicherweise ein amerikanischer Film die feineren, differenzierteren Töne an: *«Terms of Endearment» (Zeit der Zärtlichkeit)* von James L. Brooks ist eine subtile Gratwanderung zwischen Komödie und Tragödie. Der Film über die Beziehungsschwierigkeiten einer geschiedenen Frau zur Familie ihrer Tochter und zu ihrem eher eigenwilligen Nachbarn und Freund lebt zweifellos von grossartigen Schauspielerleistungen: Shirley MacLaine, die als Mutter und Grossmutter stets irgendwo zwischen Liebe und Eifersucht, hingebungsvoller Fürsorge und rücksichtslosem Egoismus schwebt, zieht meisterhaft die vielen Register ihres Könnens. Jack Nicholson hat mit dem versoffenen Astronauten – Typ rauhe Schale, weicher Kern – eine Rolle auf den Leib geschrieben erhalten, die er mit geradezu schon unflätigem Genuss zelebriert. Debra Winger schliesslich zeigt als junge Frau, die sich loslösen und selbständig machen will, aber doch die Bande zur Mutter nie ganz zu lösen vermag, menschliche Wärme auch dort, wo sie ihre Unsicherheit mit Arroganz überspielt. Grosses, handfestes amerikanische Kino ist da wieder einmal inszeniert worden, das Emotionen bewegt, aber die nachdenklich stimmenden Zwischentöne keineswegs vergisst.

Hat «Term of Endearment» einen zwar traurigen, aber doch versöhnlichen Schluss, enden andere Filme zu Beziehungsproblemen tragisch. In Ula Stöckls *«Schlaf der Vernunft»* (BRD) etwa reisst eine Frau und Mutter – im Traum zwar nur – wie die griechische Tragödin Medea ihre ganze Familie in den Tod. Die Geschichte einer Ärztin, die um ihre verlorene Liebe kämpft und nicht fassen kann und will, dass ihr Mann nun mit einer andern zieht, weil sein Verhältnis zu ihr erkaltet ist, vermag indessen wenig zu überzeugen. Ula Stöckl hat schlicht zu viel in sie hineingepackt: Neben dem ehe-

Schlägt erstaunlich differenzierte Töne an: «Terms of Endearment» von James L. Brooks, mit Debra Winger (links) und Shirley MacLaine.

lichen Drama stehen auch noch der Generationenkonflikt zwischen Grossmutter, Mutter und Kindern, die italienische Herkunft der Ärztin und ihr aussichtsloser Kampf gegen einen Pharmakonzern mit seinem gewissenlosen Vertrieb der erwiesenermassen gesundheitsschädigenden Pille zur Debatte. Ula Stöckl verliert bald die Kontrolle über die Vielfalt der angesprochenen Probleme und verfällt der oberflächlichen Belanglosigkeit. Zudem lässt sich der Eindruck nicht verwischen, dass die Autorin frauliche Sensibilität mit weinerlicher Gefühlsduselei verwechselt.

Griechischen Tragödien gleich

Von der unaufhaltsamen Konsequenz einer klassischen griechischen Tragödie ist der französische Filme *«Le destin de Juliette» (Juliettes Schicksal)* von Aline Issermann geprägt. Nachdem Juliettes Vater Bankrott gemacht hat, wird ihr Leben zur Hölle. Zwangsversteigerung, Obdachlosigkeit, Eheschliessung wider Willen mit einem Eisenbahner, der immer mehr dem Alkohol verfällt und schliesslich nicht mehr arbeiten kann, drohen ihr Leben zu zerstören und bringen die noch junge Frau an den Rand des Zusammenbruchs. Aber irgendwie – wohl nicht zuletzt aus Liebe und Verantwortung zu ihrer Tochter – findet sie die Kraft durchzuhalten. Aline Issermanns Werk findet seine Intensität in der akribischen Beschreibung des sozialen Umfeldes. Dasselbe trifft für *«Meantime»* von Mike Leigh (Grossbritannien) zu. Der Vater und die beiden noch minderjährigen Söhne einer Arbeiterfamilie, der zynische Mark und der geistig zurückgebliebene Colin, sind arbeitslos. Die Herumhockerei zu Hause im schäbigen Londoner East End und die zermürbende, aussichtslose Suche nach Arbeit strapazieren die Beziehungen untereinander bis zum Zerreissen. Scharf beobachtet Leigh diese ausweglose Situation und zeigt auf, wie äussere Umstände, zu denen die Menschen wenig beigetragen haben, aber denen sie nicht zu entrinnen vermögen, ihr Zusam-

menleben prägen und formen. Man kann, das ist wohl die Botschaft dieses sensiblen Filmes, das Schicksal nicht in die eigenen Hände nehmen. Man wird getrieben, ist der Lebenssituation, in die man hineingewachsen ist, ohnmächtig ausgeliefert. Leigh trifft diese Feststellung nicht ohne grimmigen Humor.
In die Kategorie dieser Filme gehört – wenn auch in einem ganz andern Milieu spielend – der Gewinner des Goldenen Bären, John Cassavetes *«Love Streams»*. Der Versuch zweier Menschen, ihre innere Vereinsamung zu überwinden, ist sein Thema. Robert Harmon (John Cassavetes), ein Erfolgsautor, dessen Bücher sich mit der Einsamkeit und Verzweiflung von Huren, Sängerinnen und andern Protagonistinnen der Nacht befassen, sucht Beziehungen auf ausschweifenden Parties, in flüchtigen Begegnungen und widerlichen Besäufnissen. Seine Schwester Sarah Lawson (Gena Rowlands) wiederum ergreift von ihren Mitmenschen – gleichgültig ob sie ein halbes Leben lang mit ihnen verheiratet ist oder sie erst seit fünf Minuten kennt – Besitz und verwechselt das mit hingebungsvoller Liebe. Die Enttäuschungen, die sie dabei erlebt, setzt sie in psychische Krankheiten um. Sich in ihrer seelischen Not aneinander klammernd, versuchen die beiden verzweifelten Menschen gemeinsam, ihr Leben zu akzeptieren und einander zu helfen, wobei so etwas wie eine menschliche Beziehung, der Ansatz einer unvollkommenen Liebe zueiander, entsteht. Das wird, wie immer in den Filmen von Cassavetes, hinreissend gespielt und mit einer Wucht inszeniert, die einen gerade dann nicht loslässt, wenn man sich innerlich von den beiden an sich widerwärtigen Menschen mit ihrem inhaltslosen Leben abwenden möchte.

Film als Mittel der Bewusstseinsbildung

Gerade aus jenen Regionen, die man gemeinhin als Dritte Welt bezeichnet, gelangen immer wieder Filme zu uns, die sich intensiv mit der Gegenwart auseinandersetzen und damit einen Prozess der Bewusstseinsbildung auslösen. Sie gehörten zu den interessantesten der diesjährigen Berlinale, weniger von der Form als von ihren Inhalten her. *«Hasta cierto punto»* (Bis zu einem gewissen Punkt) des Kubaners Tomás Guitérrez Alea beispielsweise konfrontiert einen bekannten Theaterautor, der im Hafen von Havanna Recherchen für ein Filmdrehbuch über die Probleme dieses zentralen Umschlagplatzes betreibt, mit einer Hafenarbeiterin, deren kritisches Bewusstsein und emanzipierte Haltung ihn verblüfft. Er, der verheiratet ist, verliebt sich in sie, und schafft sich damit einen persönlichen Konflikt, den er nun wiederum in seine Arbeit einfliessen lassen will. Die Beziehungen von Mann und Frau, von Arbeitern und Intellektuellen, von Bürokratie und Gewerkschaft werden von Alea in einem faszinierenden Bilderbogen verarbeitet. Entstanden ist eigentlich kein fertiger Film, sondern einer voller Brüche. Aber gerade darin spiegelt sich die Komplexität des Lebens in einem Lande, das selber voller Widersprüche ist.
Zwei Filme aus dem östlichen Teil Asiens bemühen sich in weit einfacherer, wenn auch nicht weniger kritischer Form um Bewusstseinsbildung: *«Xue, zong shi re de» (Heisses Blut)* von Wen Yang aus der Volksrepublik China zeigt, wie sich der Leiter einer Fabrik für Seidenweberei und -druckerei, die ihre Produkte infolge eines veralteten Designs nicht mehr absetzen kann, zusammen mit der Belegschaft über den bürokratischen Apparat hinwegsetzt und zur sinnvollen Selbstinitiative schreitet. Selten hat man bisher einen Film aus China gesehen, der so offen Kritik an verkrusteten Parteistrukturen übte. Die chinesische Filmproduktion erfreut sich offensichtlich eines hoffentlich nicht nur momentanen Liberalisierungsprozesses, der uns in zweierlei Hinsicht hellhörig machen müsste: Da setzen sich nicht nur die Filmemacher eines riesigen Landes, das ganz auf die Kraft des Kollektives vertraut, mit der Unbeweglichkeit des bürokratischen Parteiapparates auseinander, da wird auch eine Selbstkritik geübt, die bisher als ein Privileg des freien Westens galt, aber nun im Zeitalter der politischen Wenden mehr und mehr unterdrückt wird. «Heisses Blut» kann auch in dieser Hinsicht als Zeit-Spiegel verstanden werden.

Überraschung aus Hongkong: Allen Fongs «Ah Ying».

In *«Ah Ying»* von Allen (Yuk-Ping) Fong aus Hongkong bricht ein Mädchen aus den engen Verhältnissen seiner Familie aus, indem es in seiner kärglich bemessenen Freizeit die Schauspielklasse eines Filmstudios besucht. Nicht ein erster, kleiner Erfolg der kleinen Fischverkäuferin bei einer internen Theateraufführung steht indessen im Mittelpunkt dieses überraschenden Filmes, sondern die liebevolle und subtile Beschreibung ihres sozialen Umfeldes, das wenig Spielraum lässt, seinen privaten Neigungen stattzugeben. Man lebt selbstverständlich in der Grossfamilie und stellt sich in ihren Dienst. Das ist die einzige Möglichkeit, in bescheidener Weise überleben zu können. Das Mädchen Ah Ying vergisst das auch dann nicht, als es zu Probeaufnahmen in ein Filmstudio aufgeboten wird. Fong lässt offen, ob es ihm letztlich gelingt, aus dem Sozialgefüge der Familie auszubrechen. Aber er macht in jeder Phase bewusst, wie stark der Konflikt zwischen familiärer Verpflichtung im Sinne einer Sozialversicherung und dem Wunsch, eigenen Neigungen zu folgen, den Alltag junger Menschen in der britischen Kronkolonie prägt.

Argentiniens jüngste Vergangenheit ist geprägt vom Peronismus und Bürgerkrieg, von der Militärdiktatur der letzten Jahre, vom verlorenen Falklandkrieg. Das Filmschaffen macht sich jetzt daran, diese Vergangenheit aufzuarbeiten. Einem Roman von Osvaldo Soriano folgt Regisseur Héctor Olivera in *«No habra mas penas ni olvido» (Schmutziger Kleinkrieg)* bei der Schilderung eines Zwischenfalls in der Provinz, wo sich «rechte» und «linke» Peronisten gegenüberstehen und um die Macht kämpfen. Ein schmieriger Operetten-Aufstand ist das Ganze zunächst, bei dem man sich nicht nur mit meistens ihr Ziel verfehlenden Gewehrkugeln, sondern auch mit vom uralten Doppeldecker abgeworfenen Insektiziden und Fäkalien aus der Schweinezucht bekämpft. Olivera gibt diesen Kleinkrieg denn auch mit grimmigem Spott und bissigem Humor der Lä-

cherlichkeit preis. Der scheinbar so belanglose Zwischenfall aber eskaliert mit fortschreitender Dauer zu einer schrecklichen Orgie der Gewalt und zu einer Tragödie, an deren Ende der Tod und die Verzweiflung stehen. Wie die Unversöhnlichkeit der Standpunkte und die Bereitschaft zur Gewalttätigkeit eine Lebensgemeinschaft zu zerstören vermögen, wird unter Oliveras Regie nicht nur zu einem satirischen Spiel, sondern auch zum politischen Lehrstück.

Der schwierige Blick von aussen

Ebenfalls an einem Roman von Osvaldo Soriano hat sich der Deutsche Peter Lilienthal inspiriert. In *«Das Autogramm»* wird ein unter strengsten Kontrollen durch das Militär und die Polizei organisiertes Fest in einem Provinznest eines ungenannten lateinamerikanischen Landes für einen Musiker und einen Boxer zum einschneidenden Erlebnis ihres Lebens. Angeheuert, um das Volk zu unterhalten und von der Alltagswirklichkeit der Diktatur abzulenken, erkennen sie bald ihre Funktion als Werkzeuge zum höheren Ruhme der Machthaber. Der Musiker, der aus politischen Gründen gar nicht erst auftreten darf, und der Boxer, der vor der bitteren Realität erst die Augen verschliesst, müssen froh sein, dass sie am Ende mit heiler Haut abziehen können. Die Mechanismen diktatorischer Unterdrückung will der Film beleuchten, ihre Eigengesetzlichkeit soll er entlarven. Es bleibt indessen beim gutgemeinten Blick von aussen. Daran trägt nicht zuletzt die deutsche Synchronisation Schuld, die dem Film eine Künstlichkeit verleiht, die jede Direktheit vereitelt und damit den Zugang zur Problematik ungemein erschwert.
Digna Sinke macht in ihrem Erstling *«De stille oceaan» (Der stille Ozean)* den Blick von aussen zum Thema. Nach dem Tode ihres Vaters kommt die Journalistin Marian Winters – übrigens hervorragend dargestellt von Josée Ruiter – in ihre belgische Heimat zurück. Sie ist resigniert und verzweifelt, hat sie doch erkennen müssen, dass ihr Einsatz in Südamerika für die Menschenrechte und die politische Unabhängigkeit sinnlos blieb. Ihre Freunde drüben hat sie durch einen gewaltsamen Tod verloren, und hier stellt sie fest, dass die Chefredaktion an der Enthüllung der Hintergründe kein aufrichtiges Interesse hat. Mehr und mehr setzt sie sich für ihren debilen Bruder, der in eine Anstalt abgeschoben wurde, und erkennt dabei, dass auch in unserer Gesellschaft eine Ordnung herrscht, die menschenfeindlich ist. Sie richtet fortan ihren Blick von aussen nach innen. Die Folgerung der Filmemacherin, erst vor der eigenen Haustüre zu kehren, ist allerdings etwas gar kurzschlüssig geraten. Die eigenen Unzulänglichkeiten müssen zwar gewiss überwunden werden, dürfen indessen doch wohl nicht den Blick auf die Not, die aussen herrscht, verstellen. Damit werden nur jenen die Argumente geliefert, die aus ganz andern Überlegungen ein Interesse haben, dass die Mechanismen der Unterdrückung und der Ausbeutung in der Dritten Welt erhalten bleiben.

Die Preise

gs. An den 34. Internationalen Filmfestspielen Berlin hat der amerikanische Filmregisseur John Cassavetes für *«Love Streams»* die höchste Auszeichnung, den Goldenen Bären, erhalten. Die Jury unter dem Vorsitz der Schauspielerin Liv Ullman vergab zudem eine Reihe von Silbernen Bären. So bekamen die Filme *«Schmutziger Kleinkrieg»* des Argentiniers Héctor Olivera, *«Morgen in Alabama»* von Norbert Kückelmann (BRD), *«Rembetiko»* von Costas Ferris (Griechenland) je eine solche Auszeichnung.
Ein Silberner Bär für die beste Regie ging an *Ettore Scola* («Le Bal»), Preise für ihre darstellerische Leistung bekamen *Monica Vitti* («Flirt» von Roberto Russo), *Inna Tschurikowa* («Frontromanze» von Pjotr Todorowski) und *Albert Finney* («The Dresser» von Peter Yates).
Neben den offiziellen Preisen gab es eine Reihe weiterer Auszeichnungen internationaler Filmverbände und -organisationen, bei denen die Preisträger Cassavetes, Scola, Olivera und Yates ebenfalls hervorragend abschnitten. Der Film *«Mann ohne Gedächtnis»* des Schweizers Kurt Gloor erhielt den Preis der Internationalen katholischen Filmorganisation und der Internationalen evangelischen Filmjury.

Grosses Angebot als Stärke

Vieles, was in Berlin dieses Jahr zu sehen war, verdiente noch der Erwähnung. Es muss im Rahmen des Versuchs, den Film als Zeit-Spiegelung zu verstehen, unterbleiben. Insbesondere auf eine Auseinandersetzung mit Filmen, die in ZOOM bereits eine ausführliche Würdigung erfuhren – etwa Kurt Gloors *«Mann ohne Gedächtnis»*, der in Berlin sehr gut aufgenommen wurde und sowohl den Preis der evangelischen INTERFILM-Jury wie auch jenen der katholischen OCIC erhielt, oder *«Rembetiko»* des Griechen Costas Ferris – wird bewusst verzichtet. Das Streben nach Vollständigkeit kann an einem Festival, dessen Stärke die Grösse und Vielfalt des Angebotes immer mehr ist, nicht das Anliegen der Berichterstattung sein. Vielmehr erscheint es mir wichtig, aus der Fülle dieses Angebots Filme herauszusuchen, die erlauben, eine Standortbestimmung vorzunehmen, wo der Film heute steht und wohin er sich entwickelt. Es sind nicht immer die spektakulären Kinoereignisse, die solche Hinweise geben, sondern nicht selten unauffällige, kleine Filme. Dass auch sie mehr als je zuvor im Berlinale-Programm Aufnahme finden, scheint mir besonders bedeutungsvoll zu sein.

Urs Jaeggi

Blick über den Graben

Zur Retrospektive Jean-Jacques Lagrange im Filmpodium Zürich

I.

Seit dem 12. und noch bis zum 31. März ist im Zürcher Filmpodium eine Retrospektive Jean-Jacques Lagrange zu sehen: eine komprimierte, auf wesentliche Beispiele verknappte Auswahlschau einer grössern Retrospektive, die im vergangenen Herbst am Filmfestival von Nyon gezeigt wurde. Mit dem Filmpodium zusammen hat das Schweizerische Filmzentrum die Zürcher Veranstaltung vorbereitet.

Gebeten, den so Geehrten oder (wie man lieber will) den so zur Entdeckung Freigegebenen vorzustellen, schrieb ich fürs Programm des Filmpodiums: «Jean-Jacques Lagrange gehört zu den Menschen, die da sind, ohne dass man sie wahrnimmt. Ein Mensch ohne Auftritte, aber ein Mensch von Aufmerksamkeit, eine Art Rumpelstilz oder Schlemihl. Ein Pionier, der sich nicht in Hackordnungen glaubt bestätigen zu müssen. (...) Das müsste wohl auch ein Schlüssel zu seinen Filmen sein.»

Bei der Pressekonferenz, die im Zürcher Filmpodium die Retrospektive einleitete, ist mir die Frage gekommen, wie weit mein Eindruck denn auf den Regisseur und seine Filme zurückzuführen sei, wie weit aber vielleicht auch auf «sein» Medium: die *Télévision Suisse Romande.* Das wird sich nicht auseinanderfädeln lassen. Aber der Anlass war ja schon etwas eigenartig: eine Pressekonferenz der TSR – sie ist da, aber man (und das musste in dem Fall heissen: die Kollegen vom DRS-Programm) nimmt sie nicht wahr. Martin Schaub schrieb im «Tages-Anzeiger»: «In den nächsten Wochen wird sich die Télévision Suisse Romande (TSR) mit Höhepunkten aus der Arbeit eines ihrer Pioniere, Jean-Jacques Lagrange, in der deutschen Schweiz darstellen. Wohlgemerkt nicht im Hauptprogramm des Fernsehens der deutschen und rätoromanischen Schweiz, sondern im Filmpodium-Kino der Stadt Zürich. Die TSR ergriff die Gelegenheit und lud zu einer Pressekonferenz ein, in der der Directeur adjoint des Programmdirektors, Edgar Roy, und der Realisator Lagrange authentischen Einblick in die Programmpolitik des Genfer Studios gaben. (...) Zürcherischerseits (DRS-seits) konnte niemand etwas zur Beantwortung der Frage beitragen. Denn nicht ein einziger Fernsehmann hatte den Weg vom Studio Leutschenbach ins Studio 4 unter die Räder genommen. Alle hatten Wichtigeres zu tun, vielleicht. Oder liegen ihnen Mainz und Frankfurt